

Das Lächeln der Mona Lisa

Als Beginn einer Trilogie konzipiert, erschien der Roman »Mona Liza« der vorarlbergischen Autorin Erika Kronabitter bereits 2007. Ein inhaltlich ebenso wie sprachlich aufwühlendes Werk. Die Geschichte einer Frau, oder besser: Ausschnitte daraus. Erzählt wird, wie Mona aus einer schwierigen Kindheit, in der sie die Ohnmacht der Mutter gegenüber der Unterdrückung und Gewalt des Vaters miterlebt hat, in eine Ehe schlittert, in der sich die Geschichte zu wiederholen scheint. Physische Gewalt gegen das Kind und psychische Gewalt gegen Mona und ihre Tochter stehen auf der Tagesordnung. In Tochter Nora zeichnet sich die Weitergabe des bereits miterlebten Musters ab, denn so wie Mona nur Unverständnis und Verachtung für ihre Mutter übrig hat, will auch Nora als junge Frau nichts mehr mit ihrer Mutter Mona zu tun haben. Selbst noch Kind, ließ Mona ihren eigenen ohnmächtigen Zorn an der Puppe aus: »Du hast in die Hose gepisst!, schrie ich und schleuderte sie auf den Boden. Warum kannst du nicht aufpassen! So lange schlug ich ein, bis nur noch Puppenstücke auf dem Fußboden lagen.« Warum schlägt ein Kind seine Puppe? Weil es das kennt. Weil es dieselbe Erfahrung gemacht hat. Am eigenen Leib. Die Bestätigung erfolgt nur wenige Seiten weiter: »Ich drehe mich im Kreis. Ich fühle mich wie ein Püppchen.« Das sind Doppelbödigkeiten der Sprache. Und trotzdem ist alles so eindeutig.

Das Buch besteht aus 77 nummerierten Kapiteln, denen jeweils ein Spruch oder ein Zitat vorausgeht. Gleich der Einstieg steckt den Rahmen fest, deutet auf raffinierte Weise eine Szenerie der Entmenschlichung an: »Hat dein Kind keinen Namen?, fragt Liza. Nein, sage ich. Wir haben immer X. zu ihm gesagt. Sind Tragödien bereits zu Beginn eines Lebens absehbar?« Mona Lisas Lächeln ist schon im Ansatz erstarrt.

Und wer ist jetzt Liza? Liza steht im Dialog mit Mona. Sie stellt Fragen. Zeigt Misslichkeiten auf. Gibt Rat. Liza ist Monas Ratgeberin. Doch genau genommen ist Liza als Figur kaum fassbar. Eine Freundin – vielleicht. Oder eine Tochter der Nachbarin, eine Kindheitserinnerung, vielleicht sogar jener Sprössling, von dem Monas Mutter erst spät erfuhr, dass ihr eigener Mann sein Vater ist? Aber beinahe mutet es an, als wäre Liza lediglich Monas Alter Ego, eine Projektion ihrer selbst, eine innere Stimme, so etwas wie ein Gewissen, das sich im Strudel häuslicher Gewalt noch ein Quäntchen Vernunft bewahrt hat. Auch der Titel des Buches, »Mona Liza«, insinuiert eine eventuelle Persönlichkeitsspaltung. In eine schwere Erkrankung schlittert Mona infolge ihrer persönlichen Situation auch tatsächlich. Sie kommt in eine Klinik und wird medikamentös behandelt. Allerdings ist die Rede von Magersucht, nicht von Schizophrenie. Schon lange vor dieser Diagnose versucht Mona ihr Leben zu ignorieren: »Ich gebe vor, eine Ahnungslose zu sein. Vorgetäuschte Hilflosigkeit, damit sie mich in Ruhe lassen.« Aber sie lassen sie nicht in Ruhe. Viktor nicht, Liza nicht, die Erinnerung an den Vater nicht. Die Träume des Mädchens vom Prinzen sind zerbrochen. Wurden ersetzt durch – ebenso unerfüllbare – Tagträume. Doch das hat Folgen: »Unerfüllbare Tagträume ersetzen eigenständiges Denkvermögen.« Noras

Abwendung von ihrer Mutter hat wohl ähnliche Gründe. Und X., das namenlose Kind, ersetzt seine Träume durch die Erinnerung ans Geprügeltwerden.

Erika Kronabitter schreibt in einer Sprache, die sich dem Inhalt perfekt anpasst. Da gibt es viele kurze Sätze, aber keineswegs, weil diese gerade »in« sind, sondern weil sie das, was die Autorin sagt, auf den Punkt bringen. Oft sind es kurze Satzketten, die Farbkleckse auf der Leinwand des Malers, bunte Splitter. Glassplitter schaffen ein Kaleidoskop, ein Panoptikum, die griechisch-lateinische Alles-Schau. Denn Monas Alltag wird entblättert, Mona selbst wird ausgezogen bis auf die nackte Haut, und sogar die letzte Scham, die sie noch hat, tritt ihr Ehemann Viktor in den Schmutz. Der permanente zerstörerische Druck, der auf Mona, auf der Frau, lastet, zieht sich wie ein roter Faden vom lieblosen Elternhaus über die gescheiterte Ehe und die Gewalt des Mannes am namenlosen Kind X. hin bis zur Einlieferung ins Krankenhaus. Die Frau zieht sich zurück. Ins Gefühl vorerst, weil es das ist, was ihr nahe steht und wovon sie am meisten hergibt. Doch das ist gleichbedeutend mit einer Verdinglichung: »Ausschließlich vom Gefühl zu leben, bedeutet sterben. Ich bin total verausgabt. Jeder nimmt sich ein Stück aus mir heraus. Bin ein Gefühlsregal. Ich stehe da und lasse das Herausnehmen zu. Alle können etwas von mir gebrauchen.« Und ein paar Seiten weiter: »Ich suche die Gefühle in meinem Körper und stelle sie aufs Fenstersims. Reste. Kleine, vertrocknete Blätter.«

Die Sexualität des Mannes gerät im Licht der täglichen Gewalt ins Zwielflicht: »Zier dich nicht so. Deine ständigen Krankheiten, sagt Viktor und greift der Frau zwischen die Beine. Ein Mann ist ein Mann, sagt Viktors Mutter. Das ist so: Ein Mann fordert sein Recht. Das ist so. So ist das. Wird zur Kenntnis genommen, steht in ihrem Protokoll. Von seiner Mutter kann sie keine Unterstützung erwarten.« Szenen, die an Elfriede Jelinek erinnern. Die erhielt den Nobelpreis dafür. Erika Kronabitter publiziert in einem österreichischen Kleinverlag. Und verpackt weiterhin Anspielungen in ihr Buch, etwa wenn sie die väterliche Gewalt evoziert: »Unkrautphallanx gegen Blumenwiesen (zuerst die Arbeit, dann das Spiel). Ständige Wiederholung.« Was auf den ersten Blick wie ein Tippfehler aussieht (»Phallanx« statt »Phalanx«), verquickt wohl den phallischen Antrieb mit der semantischen Tiefe dieser Sätze.

Ein charakteristisches Stilmittel ist der dauernde Perspektivenwechsel. Mona in der ersten Person. Mona in der dritten Person. Liza. Nur Viktor nicht – der kommt erst im zweiten Buch der Trilogie zu Wort. Das macht es anfänglich schwer, sich als Leser zu orientieren. Man muss sich einlesen. Sollte sich einlesen. Denn viele Bilder prägen sich aufgrund ihrer geradezu brutalen Prägnanz derart stark ins Gedächtnis, dass sie einen nicht mehr loslassen. Die wechselnde Perspektive zeigt natürlich noch etwas: Es ist ganz egal, wie Monas Alltag betrachtet wird. Es macht keinen Unterschied, wer das Leben der Frau beschreibt. Wer es sieht und wie man es sieht. Es ist völlig unerheblich, ob es da überhaupt etwas zu sehen gibt, denn dieses Leben ist im Grunde gar nichts wert: »Das Übersehenwerden, Überhörtwerden, das Unwichtigsein durch das Nichtgehörtwerden, diese Nichtigkeit, dieses Nichtsein. Allein sein weil ein Nichts sein. Ein überflüssiges Leben.«

Ebenso auffallend die harten Brüche, die dadurch entstehen, dass ein Bild, ein kurzer Bericht, eine Beschreibung, harmonisch begonnen, jäh ins Gegenteil verkehrt wird. So etwa ein Absatz, der wie ein Märchen anmutet: »Es war einmal ein Meer. Das Meer begann hinter dem Garten und wurde nie gebraucht. Bis eines Tages eine kleine Ente in die blaue Fläche stürzte und ertrank.« Bereits erkrankt arbeitet Mona verbissen an ihrer Genesung; das kurze siebzigste Kapitel lautet: »Krebsgeschwüre. Überall die Krebsgeschwüre. Die verkrebste Schale. Tief schneide ich in die Haut der Zucchini, bohre Löcher in das Fleisch, um alles Kranke zu entfernen. Die Kartoffeln. Auch die Kartoffeln sind befallen. Alles Kranke entfernen. Alles ist krank. Ich muss mich vor der Ansteckung hüten. Das sind ja lauter Kunstwerke, sagt Liza, und ich stelle die Kartoffelmänner in den Garten. Die Mäuse fressen ihnen Löcher als Augen.«

Dieses Buch beweist einmal mehr, dass auch kleine Verlage große Bücher herausbringen. Resümierend sagt Mona: »Ich habe keine Ahnung, was man mit Leben macht. Leben macht etwas aus mir.« Passives Erdulden und Gefahr laufen, sich selbst zu verlieren. Das ist Mona, Mona Liza ... Und Mona Lisa? Sie lächelt. Im Ansatz erstarrt und unergründlich.

Erika Kronabitter: Mona Liza
Roman, 185 Seiten
Limbus Verlag, Hohenems 2007
ISBN 978-3-902534-09